

SARNER KOLLEGI CHRONIK

30. JAHRGANG 2/1968

SARNER KOLLEGI-CHRONIK

30. Jahrgang

Heft 2 / 1968

Das war ein großer Morgen

Das war ein großer Morgen,
der im reinsten Blau
des Himmels sich vergaß.

Es schmolz das Eis der Sorgen.
Die Luft war lau
und heiter grünte Gras.

Wir sind fürs Glück geboren,
auch wenn die Städte grau
und freudlos Menschen ziehn.

Schon keimt's aus allen Poren:
Wohin ich geh' und schau,
will Erde neu erblühn.

Wie ich nun dies erlebe:
der Weide schlichter Bau
im Licht die Kätzchen wiegt.

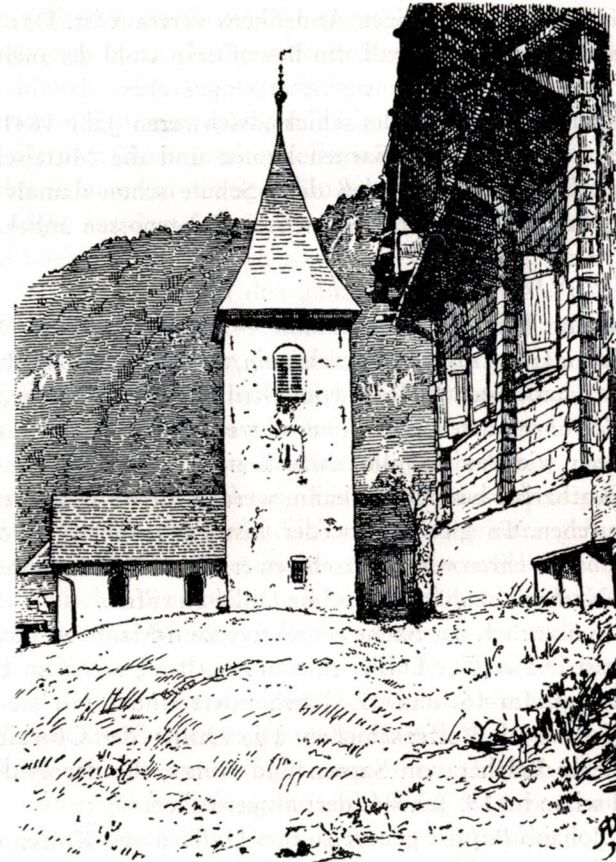
So ich mein Herz erhebe
und grenzenlos vertrau
dem Leben, das nun siegt.

Alphons Hämmerle
22. Februar 1966

Dr. Johann Baptist Dillier
1668—1745

Erster Gründer des Kollegiums

Im Jahre 1864 erschien zum erstenmal ein gedruckter Jahresbericht des Kollegiums Sarnen. Sicher würde es heute nach mehr als hundert Jahren viele interessieren, was in diesem ersten Rechenschaftsbericht über «Das Gymnasium und die Sekundarschule zu Sarnen — Obwalden» Wissenswertes zu erfahren ist. Doch wir haben es diesmal mehr mit seiner Beilage zu tun. Die damals noch recht bescheidene Schule Obwaldens, die sich mit ihrem Bericht zum erstenmal an die Öffentlichkeit wagte und über die Arbeit ihrer sechs Professoren und sechzig Schüler Rechenschaft gab, ließ nicht nur eine nüchterne Darstellung mit Zahlen, Daten und Noten drucken, sie heftete vielmehr dem Schulkatalog nach dem Vorbild der großen Akademien und Fakultäten ein sogenanntes Programm, eine wissenschaftliche Beilage, hinzu. Dieses Programm von 1864 trägt den Titel «Doktor Johann Baptist Dillier, erster Stifter des Kollegiums von Sarnen». Die Schrift umfaßt elf Seiten. Es war die historische Erstlingsarbeit des verdienten Geschichtsschreibers der Abtei Muri-Gries, Pater Martin Kiem. Sie verrät auch schon den großen Fleiß des bekannten Historikers; denn hinter diesen elf Seiten steckt eine beachtliche Kleinarbeit, die um so höher zu schätzen ist, wenn man bedenkt, daß Pater Martin Kiem als Tiroler der Obwaldner Geschichte eher ferne stand. Satz für Satz ist hier archivalisch belegt. Die verfügbaren Quellen hatte der fleißige Mann ausgeschöpft und zu einem anschaulichen Bild zusammengefügt. Leider waren Kiem noch einige Türen zu wichtigen Archiven verschlossen. Das und die unleugbare Tatsache, daß Kiem, etwas leichtgläubig auf autobiographische Notizen Dilliers vertrauend, der Hagiographie verfiel, rechtfertigen es, das Dillier-Bild, das man nun hundert Jahre lang dem Vorbild Kiems nachgezeichnet hatte, neu zu überprüfen. Ein Ergebnis sei bereits vorweggenommen: Dillier steht nach dieser Revision der Heiligkeit nicht mehr so nahe wie im erbaulichen Bild, das man bisher



Die Kapelle St. Joder mit dem Sigristenhaus in Altzellen unweit von Dilliers Geburtshaus auf der Leimi. Zeichnung von Dr. Robert Durrer in dessen «Kunstdenkmäler des Kantons Unterwalden». In diese im Jahre 1482 geweihte Kapelle schenkte Bruder Klaus ein heute noch erhaltenes Meßgewand.

kannte. Schade! Dafür wird das Dillier-Bild nun wohl etwas farbi-
ger und interessanter aussehen.

In einem Punkte hatte es Martin Kiem entschieden leichter. Johann Baptist Dillier war der damaligen Obwaldner Bevölkerung noch einigermaßen bekannt, so bekannt wie uns heute etwa ein Peter Anton Ming, ein Maria Odermatt, ein Joseph Ignaz von Ah oder

ein Pater Leo Baumeler seligen Andenkens vertraut ist. Das ist heute bei Dillier nicht mehr der Fall. Im Bewußtsein wohl der meisten Obwaldner (und auch Alt-Sarner) ist es eingegraben, daß in dem für die Geschichte unseres Landes schicksalsschweren Jahr 1841 die Benediktiner von Muri nach Sarnen kamen und die Mittelschule des Kantons übernahmen. Aber daß diese Schule schon damals neunzig Jahre lang bestand, ist heute den meisten Zeitgenossen unbekannt.

Auf dem Weg zum Priestertum

Dr. Johann Baptist Dillier stammt — wie übrigens alle Dillier — nicht aus dem französischen Sprachraum, sondern aus Engelberg. Die Namensforscher leiten Dillier von Otilia, einer Heiligen, die im Elsaß und früher auch in der Innerschweiz große Verehrung genoß, ab. Ähnlich wie der Familienname Kathriner Nachkommen einer gewissen Katharina bezeichnen kann, werden unsere Dillier einer Otilia nahestehen. Es gibt also weder historische noch philologische Gründe, unsern ehrenwerten urschweizerischen Dilliern einen französischen Namen anzuhängen und sie Dillié zu rufen.

Doch nun zurück zur Sache respektive zum Mann, zu unserm Johann Baptist Dillier. Die Dillier sind in Engelberg schon im 14. Jahrhundert belegt. Im 16. und 17. Jahrhundert finden wir sie auch in Sarnen, Kerns und Wolfenschießen. Die Dillier der Obwaldner Linie sind heute Kilcher von Sarnen und Kerns, die der Nidwaldner Linie sind schon im 18. Jahrhundert ausgestorben.

Unser Johann Baptist gehört zu den Dilliern aus Wolfenschießen. Sein Vaterhaus stand in Altzellen auf dem Heimwesen Leimi. Der Vater Niklaus Dillier war Kirchenvogt von Wolfenschießen. Er war bei der Planung für die Kirchenrenovation von 1659 maßgebend beteiligt. Von den Söhnen Niklaus Dilliers sind der älteste und der jüngste die bekanntesten. Melchior, der älteste, war Landammann von Nidwalden, der jüngste ist unser Johann Baptist. Ein anderer Bruder, Jakob, wurde Jesuit und war Professor der Moral und Philosophie in Luzern, Feldkirch und Rottenburg. Ein weiterer Bruder, Niklaus, war Barfüßer in Solothurn und ein vierter, Josef, erbte das väterliche Heimwesen und diente seinem Lande als Fähnrich. Eine der Schwestern war Frau Mutter im Kloster Muotathal.

Johann Baptist wurde am 7. September 1668 geboren. Seine Studien absolvierte er an den Jesuitenkollegien Luzern und Solothurn. Dillier gehörte zu den Vorzugsschülern, zweimal war er Preisträger. Zum Verständnis seiner späteren Tätigkeit wollen wir hier festhalten, daß die damaligen Jesuitenkollegien in der Schweiz keine Internatsschulen in unserem heutigen Sinne waren. Der Schüler mußte — wenn er nicht aus dem Schulort stammte — in der Stadt privat für Kost und Logis sorgen. Freilich waren die Väter der Gesellschaft Jesu bemüht, daß die Studenten den ganzen Tag beschäftigt und beaufsichtigt waren. Aber die Protokolle des Rates und die Visitationsberichte der Bischöfe sprechen deutlich, daß dieses private Leben, vom erzieherischen Standpunkt aus gesehen, nicht unbedingt das ideale war, besonders auch in Hinsicht auf den Priesterberuf. Die Priesterbildung war damals im ausgehenden 17. Jahrhundert, also gut hundert Jahre nach dem Konzil von Trient, für unsere heutigen Vorstellungen alles andere als vorbildlich. Priesterseminare gab es in der Schweiz noch keine. Eine bestimmte Anzahl von Schweizern studierte am Helvetischen Seminar von Mailand, ab und zu hatte einer ein Stipendium des französischen Gesandten für einen Studienaufenthalt in Frankreich, vereinzelt studierten bei den Jesuiten in Dillingen und Ingolstadt. Die andern — und das war der weitaus größere Teil — gestalteten ihr Theologiestudium praktisch frei. Nach dem Gymnasium hörten sie — wenn es gut ging — es gab auch da noch Ausnahmen — zwei Jahre Philosophie und Moral, die sogenannten Casus. Das Brevierbeten und Messelesen, also die liturgischen und pastoralen Funktionen, lernten sie bei irgendeinem Pfarrer und dann traten sie zum Weiheexamen in Konstanz an. Stellte der Bischof einen Kandidaten zurück, waren peinliche Auseinandersetzungen mit der Regierung des betreffenden Standes die sichere Folge. Die Behörde setzte sich oft mit Vehemenz für ihren Bürger ein und erzwang auch meistens gegen alle bessere Einsicht die Weihe.

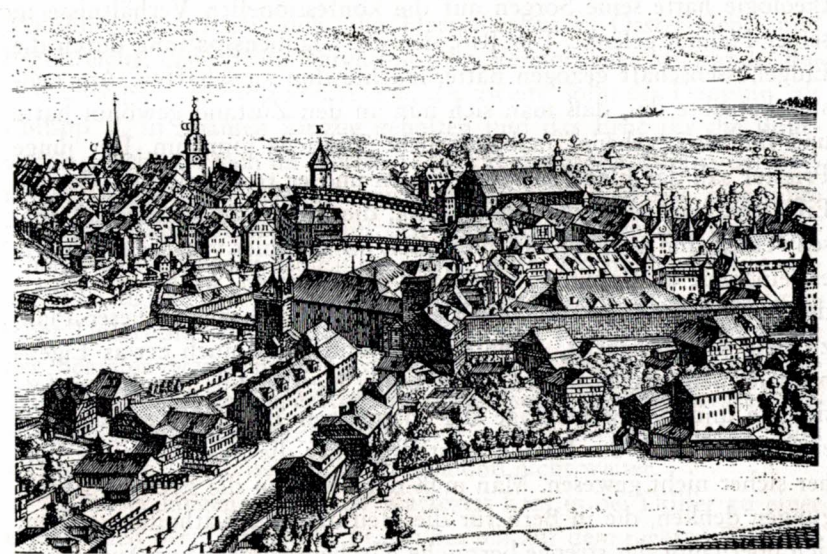
Johann Baptist Dillier hatte vorderhand nicht solche Sorgen. Er trat 1685 ins Noviziat der Jesuiten ein, und das bedeutete auch, daß er eine solide theologische — und was wir nicht unterschätzen wollen — auch asketische Bildung erhielt. Nach zwei Noviziatsjahren im bayerischen Landsberg kam der junge Ordensmann an die Univer-

sität Ingolstadt, wo die Jesuiten die Lehrstühle der theologischen und philosophischen Fakultät besetzten. Unter seinen Lehrern war wohl der Konstanzer Christoph Rassler der bekannteste. Rassler ist der bedeutendste Vertreter des sogenannten Probabilismus. Dieses Moralsystem war von der strengeren Richtung der Tutoristen, dessen Hauptvertreter der Jesuitengeneral Thyrsus Conzalez selber war, aufs heftigste bekämpft. Dieser Theologenstreit führte damals im Orden des heiligen Ignatius zu großen Spannungen und Krisen, zumal der Spanier Thyrsus Conzalez nach dem milden Urteil eines Jesuitenhistorikers unter den Generalobern der Gesellschaft das schwarze Schaf ist.

Das Studium in Ingolstadt war zu damaliger Zeit sicher etwas vom Besten, was man im deutschen Sprachraum zur Vorbereitung aufs Priestertum auswählen konnte. Nach unseren heutigen Vorstellungen war zwar auch dieser Unterricht eintönig, langweilig und leider nur rezeptiv. Die Vorlesung bestand darin, daß der Professor in streng scholastischer Manier seine Thesen und Objektionen, Syllogismen und Deduktionen diktierte. Von Dillier ist noch eine große Serie solcher Kolleghefte vorhanden. Die selbständige Leistung des Schülers beschränkte sich lediglich auf einige Randbemerkungen und einige Zeichnungen, die nicht unbedingt zum Thema gehörten. Wie es bei den Jesuiten heute noch Brauch ist, wurde nach den Philosophiejahren das Studium für einige Zeit unterbrochen. Der junge Kleriker wurde in die praktische Arbeit — meistens in der Schule — eingespannt. Wir treffen Dillier in diesen Jahren als Magister in Luzern und in Freiburg im Breisgau, das zu dieser Zeit von den Franzosen besetzt war.

Missionsauftrag und Berufskrise

Am 13. Juni 1699 wurde Pater Johann Baptist Dillier in Ingolstadt zum Priester geweiht und er feierte am folgenden Tag nach dem Brauch seines Ordens in aller Stille das erste heilige Meßopfer. Darauf stellte sich die große Frage, wo wird der Neupriester für die Reichgottesarbeit eingesetzt. Freilich stand ihm noch ein Studienjahr bevor, aber man wird es einem jungen Menschen voll Idealismus und Tatendrang verzeihen, wenn ihn die Frage seiner künftigen Tä-



Blick auf das alte Luzern von Westen. Rechts von der Kappelbrücke die 1660 bis 1673 erbaute barocke Jesuitenkirche. Ausschnitt aus einem Stich in David Herrlibergers «Topographie der Eidgenossenschaft» vom Jahre 1758 nach der Zeichnung von Johann Ulrich Schellenberger. So sah Luzern aus, als Dillier hier seine ersten Seminarpläne verwirklichte. Als er hier die Humaniora absolvierte, war die St. Xaver-Kirche die modernste Kirche der Stadt.

tigkeit sehr intensiv beschäftigte. Idealismus fehlte Dillier sicher nicht, und so wundern wir uns kaum, daß er für die Heidenmission schwärmte. Es war ja die Zeit, in der die Missionsbegeisterung in deutschen Landen nach den Krisen der Reformation und dem Elend des Dreißigjährigen Krieges wieder neu aufflammte. Nach Indien — so nannte man die neue Welt Südamerikas damals — nach Indien zu ziehen, war der Wunsch vieler. Dillier hat in seinen Theologiejahren die Bitte um den Missionsbefehl mit konstanter Regelmäßigkeit wiederholt. Schließlich vertröstete ihn Thyrsus Conzalez auf die Zeit nach der Priesterweihe. So sandte Dillier schon in der Woche nach der Primiz eine neue Bittschrift nach Rom. Aber nun hatte sich sein Missionswunsch wesentlich geändert. Das Studium der Kontrovers-

theologie hatte seine Sorgen auf die konfessionellen Verhältnisse in seiner Heimat gelenkt. Der Riß, den die Glaubenspaltung durch die Eidgenossenschaft gezogen hatte, machte ihm zu schaffen. Am meisten betrübte ihn, daß man sich nun an den Zustand gewöhnt hatte und ihn als gegebene, unabänderliche Tatsache hinnahm. Der junge Priester sah das Elend so vieler Seelen und er redete sich in blindem Eifer ein, jetzt wäre die Zeit günstig, die Berner zu bekehren. Dabei schwebten ihm geheime Missionsreisen ins Bernbiet vor. Aehnlich wie es seinerzeit die Jesuiten in England getan hatten, wollte er verkleidet zu den Bauern gehen und sie allmählich bekehren. Dieser Plan, zu dem Glaubensgeist, Abenteuerlust und wohl auch etwas Eigenbrödelei beigetragen hatten, zeigt wenig Verständnis für die konfessionelle und politische Lage der damaligen Eidgenossenschaft. So einfach, wie sich das Dillier vorstellte, wäre die Bekehrung der Berner sicher nicht gewesen. Man muß dabei nur an die strengen Bedingungen denken, die in Bern für die Heiraten mit Katholiken galten; sich überhaupt das strenge bernische Kirchenregiment vor Augen halten und dabei nicht vergessen, in welcher spannungsgeladener Atmosphäre man damals lebte, da das Toggenburger Geschäft schon im Gange war und zur blutigen Entscheidung des zweiten Villmergerkrieges hintendierte.

Es muß für unsern Pater Dillier eine große Ueberraschung gewesen sein, als er trotz seines Berner Bekehrungsplanes im nächsten Jahr die Mitteilung erhielt, der Jesuitengeneral habe ihn zum Missionär in Uebersee bestimmt. Seine erste Reaktion war aber durchaus positiv. Der Wille der Obern war für ihn nun der Wille Gottes und mit Begeisterung rüstete er sich für die Reise nach Amerika. Er kam nochmals in die Heimat, um — wie er glaubte — für immer von den Seinen Abschied zu nehmen. Am 26. September 1701 war er bereits in Genua und wartete auf die Ueberfahrt nach Cadiz. Von dort sollte die Missionsreise in irgend eine spanische Kolonie weitergehen. Den eigentlichen Bestimmungsort sollten die Missionäre erst in Spanien erfahren; denn das war Angelegenheit des Königs. Nun aber trat ein politisches Hindernis in den Weg, das den Missionären schon die Einreise ins spanische Königreich unmöglich machte. Um das Erbe des 1700 verstorbenen Königs Karl II., des letzten spanischen

Habsburgers, stritten sich die Herrscherhäuser Oesterreichs und Frankreichs; denn beide waren mit dem Verstorbenen verwandt. Bereits aber hatte Philipp von Anjou, der zweite Sohn des Dauphin, als Philipp V. in Spanien Einzug gehalten und das Erbe für die Bourbonen gesichert. Doch im Herbst 1701 war die große Allianz der Seemächte gegen die Franzosen zustande gekommen. Diese gespannte politische Lage versperrte nun den acht Missionären der oberdeutschen Jesuitenprovinz die Einreise in Spanien. Da half es Dillier wenig, sich darauf zu berufen, daß er als Schweizer kein habsburgischer Untertane sei; die geographischen und politischen Kenntnisse der Beamten waren nicht so differenziert. — Noch versuchten die Jesuiten alles, diese Expedition zu retten, sogar der Beichtvater Seiner königlichen katholischen Majestät mußte mithelfen. Aber alles war umsonst. Die Reise ging bis Genua und nicht weiter.

In dieser langen, trostlosen Wartezeit kam es bei Dillier zu einer eigentlichen Berufskrise. Die Frage: bin ich auf dem rechten Weg, wo Gott mich haben will, beschäftigte ihn immer mehr. Er kam sich vor wie Jonas, der dem Rufe Gottes entflohen und doch von Gott erfaßt wurde. Wenn Gott ihn für die Berner Mission bestimmt hat, dann ist es klar, warum er es nicht zuläßt, daß der Auserwählte der Vorsehung in Spanien einreisen kann. So machte er sich schließlich auf eigene Faust von seinen Mitbrüdern los, denen er durch seine düsteren, freudlosen Stimmungen ohnehin viel zu schaffen gemacht hatte. Er reiste nach Rom, um mit dem Jesuitengeneral persönlich zu sprechen.

Der Spanier Thyrsus Conzalez war den abenteuerlichen Bekehrungsplänen des jungen Schweizers gar nicht so abgeneigt. Er schickte aber Pater Dillier vorderhand mit guten Hoffnungen in die oberdeutsche Jesuitenprovinz zurück. Unterdessen zog er aber beim Provinzial Pater Waibl weitere Informationen ein. Diese waren nun nicht so zuversichtlich. Waibl kannte die Lage besser als Conzalez und Dillier. Er machte ernste Bedenken gegen ein solches Abenteuer geltend.

Während Dillier nun immer ungeduldiger wartete und sich schon am Ziele seiner tollkühnen Pläne wähnte, gingen die obrigkeitlichen Briefe hin und her — und das brauchte damals einige Zeit. Dilliers Ungeduld war kaum mehr zu halten. Da er schließlich ahnte, daß

seine Provinzoberen das größte Hindernis für die Verwirklichung seines Vorhabens waren, bat er um den Uebertritt in eine andere Provinz. Als auch diese Erlaubnis nicht früh genug kam, stellte er den Antrag, aus dem Orden auszutreten. Die kirchenrechtlichen Hindernisse dazu waren nicht sehr groß; denn Dillier hatte die letzten Gelübde noch nicht abgelegt. Der General konnte hier ohne weitere Formalitäten die Entlassung aussprechen. Doch hier zögerte General Conzalez, mit dem sicher zutreffenden Bedenken, daß der Austritt aus dem Orden bzw. die Entlassung eine Entscheidung sei, die man nicht einer augenblicklichen Laune oder Stimmung überlassen dürfe. Sehr väterlich und lieb redete er in seinen Briefen dem geprüften Sohne zu und machte ihm Mut und Vertrauen. Aber dazu war es zu spät. Dillier hatte seine Entscheidung getroffen, von der er vor derhand nicht mehr abzubringen war. In seiner Verbitterung sandte er nun an Provinzial und General Briefe voll unflätiger Gehäßigkeit mit unsachlichen Vorwürfen und ungerechtfertigten Verdächtigungen. Auf diese groben Briefe hin sprach nun der General die Entlassung aus, allerdings mit dem eigenartigen Zusatz, Dillier müsse vor dem Weggang aus dem Orden noch einige Tage eingesperrt werden; denn inzwischen waren auch Dinge ans Tageslicht gekommen, die ihn als Ordensmann belasten mußten. Auf eigene Faust hatte er Beziehungen mit fernstehenden Persönlichkeiten angebahnt, für sein künftiges Unternehmen Gelder gesammelt und eigenmächtig Anschaffungen gemacht. Es ist nicht leicht, die ganze Affäre des Austrittes zu deuten und es steht uns auch nicht zu, darüber ein gültiges Urteil zu fällen. Es wirft aber doch ein eigenartiges Licht auf Dillier, wenn er später mit vielen erbaulichen Phrasen behauptet, er sei wegen eines körperlichen Gebrechens ausgetreten, im Herzen aber sei er immer ein treuer Sohn der Gesellschaft Jesu geblieben. Ebenso eigenartig erscheint uns eine Episode nach dem Austritt. Von daheim aus verlangte Dillier die gesamte Austrittskorrespondenz und die konfiszierten Dinge, die er zu Unrecht angeschafft hatte. Es handelte sich um eine größere Anzahl Uhren, die er als Missionär im Bernbiet hausieren wollte. Als der Orden diese Bitte verweigerte, mußte ein angeblich adeliger Verwandter Dilliers intervenieren: der Comes Leimbachii et Custos Alzellae. Schaut man die Sache näher an, ist

der adelige Herr Dilliers Bruder Joseph und seine Titel heißen: Kapellensigrist von Alzellen (custos Alzellae) und Besitzer des Bergheimwesens Leimi (Comes Leimbachii). Der Drohbrief ist kaum von Joseph Dillier verfaßt — dazu war der Landesfähnrich viel zu fromm und brav — sondern Johann Baptist hatte dieses Schreiben inszeniert.

Neue Pläne

Mittlerweile war es Herbst 1703 geworden. Dillier — nunmehr Weltgeistlicher der Diözese Konstanz — zog nach Stans, wo sein Bruder Melchior in diesem Jahre zum erstenmal das Amt eines Landammanns innehatte. Landammann Dillier wird dem unerwartet heimgekehrten den Bernerplan gründlich ausgedet haben. Wenn auch Landammann Melchior Dillier nicht das politische Format eines Melchior Lussy besaß, hatte er doch als Tagsatzungsgesandter genügend Einblick in die politische Lage der Eidgenossenschaft. Was sein Bruder Johann Baptist wollte, war ein gefährliches Spiel mit dem Feuer und konnte als Verstoß gegen das Stanser Verkommenis ausgelegt werden, wonach es einem Stand verboten war, die Untertanen eines andern aufzuwiegeln. Das konnte aber unabsehbare Folgen haben. Melchior Dillier mußte noch einen Grund haben, um das gefährliche Spiel seines Bruders zu verhindern. Er war als erster Dillier zur Würde des Landammanns aufgestiegen und konnte es sich und dem Ansehen seiner Familie nicht antun, daß durch eine mehr als fahrlässige Aktion der Name Dillier gefährdet wurde.

Ob willig oder nicht, hier mußte Johann Baptist nachgeben. Aber geschlagen gab er sich nach dieser ersten schweren Enttäuschung seiner selbst gewählten Freiheit nicht. So rückte er denn schon im Spätherbst dieses Jahres mit einem neuen oder besser gesagt mit einem ganzen Bündel neuer Pläne heraus. Er wollte eine Gesellschaft von Priestern gründen, deren Hauptaufgabe es wäre, sich für Erziehung und Studium der Jugend, vor allem der zum Priesterstand berufenen, einzusetzen. Dafür waren folgende Ueberlegungen wegleitend. Eines teils war für unsere abgelegenen Gebiete und für arme Volksschichten ein Studium aus finanziellen Gründen ausgeschlossen, anderer-

seits war die Sitte, junge Leute schon früh ohne charakterliche Festigung ins Ausland zu schicken, recht bedenklich. Für die Priesterbildung — das sollte die Hauptaufgabe der neuen Gründung sein — hatte Dillier folgende Erwägungen. Es fehlte dem Nachwuchs ein eigentliches Seminar. Die Bildung des Klerus war wissenschaftlich und aszetisch sehr mangelhaft, und doch ging es darum, einen einheimischen Klerus heranzubilden, wie ihn das Konzil von Trient wünschte.

Eines war damals ganz anders als heute: Es gab nicht zuwenig, sondern zuviel Geistliche. Um die Mitte des Jahrhunderts lebten in Obwalden sechs junge Priester ohne Pfründe, Stans allein hatte 13 Unverpfründete und in der Stadt Luzern waren es — die Studenten am Jesuitenkolleg abgerechnet — 22. Daraus entstanden wenig erbauliche Probleme. Diese unverpfründeten Geistlichen — Dillier nannte sie ledige Priester, später hießen sie Mantelherren — diese Unverpfründeten bildeten ein geistliches Proletariat. Eine standesgemäße Beschäftigung hatten sie nicht und mit der Bildung war es nicht weit her. Statt Bildungslücken aufzuholen, waren sie der Spielsucht ergeben und ließen sich bald da bald dort zu fröhlichen Festen einladen. War irgendwo eine Pfründe frei geworden, entstand ein unwürdiger Wettstreit darum. Es kam vor, daß verschiedene Bewerber von Haus zu Haus zogen, Versprechungen machten und um die Wahl anhielten. Sie konnten sogar unruhige Elemente in einer Gemeinde werden. Nicht umsonst verbot Nidwalden den unverpfründeten Geistlichen, an der Gemeindeversammlung das Wort zu ergreifen.

Dillier argumentierte nun so für die Nützlichkeit eines Seminars: Ist einmal eine priesterliche Elite da, die in Bildung und aszetischem Streben die andern überragt, so will das Volk sicher diese auf die Pfründen wählen.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Gründung eines Seminars für die katholische Schweiz etwas vom notwendigsten und vordringlichsten war. Dillier war auch nicht der erste, der solche Pläne vortrug. Doch alle noch so guten Pläne scheiterten schließlich immer an der Finanzierung. Finanzprobleme existieren in der katholischen Schweiz nicht erst seit gestern. Das Tollkühne an Dilliers Plan war — wir wollen das gleich vorwegnehmen — daß er als

*Die / ob iuxta causas / penes me retentum, receptis
Paternitas v.^a. Unde absterfa mihi nunc est pars magna
solicitudinis; praesertim cum a fratre meo intelligam,
sibi magis probari, quod asseverata ille interim fuerint
in apulo, quam si itinerum praesentibus periculis fuisset
exposita. Grates Deo quam plurimas pro beneficiis
innumeris quibus eam rependam gratitudinem, ut palam
fiat, quantum boni possit, qui apud Deum procurare
maioris Dei gloriam et salutem animarum, simulq;
huius scientia iunxit promptam voluntatem.
Ceterum vestris apud Deum et homines meritis felicem
suscipium si adscripsero, nemini fuero iniquus.
Digne D. sacrificijs, favoribus et auxilijs
vestris me humillime semper commendatum cupio
Lucern. 24. Nov. 1703.
Paternitatis v.^a omniq;
servus in Christo infim.
Jo. Bapt. Dillier
Animo pater Socij Jesu.*

Johann Baptist Dillier bittet am 24. November 1703 seinen ehemaligen Provinzial P. Andreas Waibl um seine Studienzeugnisse von Ingolstadt. Am Ende des Briefes bekennt sich Dillier als geistigen Sohn der Gesellschaft Jesu.

einzelner an ein solches Unternehmen heranging und dies zu einer Zeit, wo die katholischen Stände, durch die Verhältnisse gezwungen, zum Kriege rüsten mußten. Nach der Niederlage von 1712 waren der finanzielle Ruin und die Mutlosigkeit dann so groß, daß es ein an Vermessenheit grenzendes Gottvertrauen brauchte, ein solches Werk aufzuziehen.

Mit seinen neuen Plänen reiste Dillier schon Ende Oktober 1703 nach Luzern, um sie dem Schultheiß und dem Rat vorzulegen; denn

es schien ihm klar, daß ein solches Werk am besten in einer Stadt der katholischen Eidgenossenschaft errichtet würde, wo schon eine höhere Schule bestand. Vorerst ging es ihm darum, offizielle kirchliche und weltliche Instanzen auf seine Pläne aufmerksam zu machen. Bereits konnte er sich auf die Empfehlung des Standes Nidwalden berufen, und auch der Bischof von Konstanz wurde als Befürworter des Werkes zitiert. In Luzern wollte er Rat und Nuntius für die Seminaridee begeistern. Der Rat von Luzern ließ sich aber nicht sofort zu einer Empfehlung oder — was Dillier erwartete — gar Unterstützung herbei. Man bestellte dort zuerst eine dreigliedrige Kommission, die den Geistlichen aus den Ländern prüfen sollte. An der Nützlichkeit des geplanten Werkes zweifelte auch dort niemand. Die Frage der Behörden lautete vielmehr, wie kann ein einzelner ein solches Werk finanziell tragen. Solche Bedenken existierten bei Dillier gar nicht. Kühn behauptete er, schon reichlich Geld zu haben. Viele hätten ihm überdies versprochen, sobald etwas geschehe, helfend beizuspringen. Erst viel später bekennt auch er sich zum Spruch: *Multum in spe, nihil in re* (große Hoffnung, keine Grundlage). Tatsächlich blieb auch die finanzielle Unzulänglichkeit das Haupthindernis. Aber in diesem Punkte ging Dillier vorläufig jeder Wirklichkeitssinn vollständig ab. Nach seiner Ueberzeugung war er von Gott für dieses Unternehmen berufen und deshalb durfte er alle materiellen Sorgen ihm überlassen.

Der Erfolg in Luzern war vorläufig eine Empfehlung des Planes durch den Rat und den Nuntius. Der Rat gewährte auch die Erlaubnis, daß die projektierte Stiftung in der Stadt Luzern begonnen werden durfte. Aber dabei war der Vorbehalt angebracht, daß sich der Staat in keiner Weise finanziell belasten wolle; ja Dillier konnte nicht einmal erreichen, daß man die strengen Bedingungen, die schon damals für den Erwerb von Grundbesitz durch geistliche Stiftungen galten, lockerte. Doch der Eifer des Seminargründers sah vorderhand über solche Hindernisse hinweg. Die einmal eingeschlagene Bahn wurde weiterverfolgt. Von allen katholischen Ständen wurden nun Empfehlungen eingebracht — alle auf Pergament, in schwülstigem Latein, wozu Dillier die Vorlage geliefert hatte, und mit dem Staatsiegel versehen. Erfreut über die Menge von Empfehlungen, schrieb

er an Abt Joachim von Engelberg, seinen ehemaligen Studienfreund, er könnte damit das ganze Hochtal Engelberg bedecken.

Romreise

Das nächste war eine Romreise, um dort vom Heiligen Vater Empfehlung und Unterstützung zu erlangen. Und da sollten auch die bisher gesammelten Empfehlungsschreiben Eindruck erwecken. Nicht daß Dillier alle mitgenommen hätte — das wäre doch unnötiger Reiseballast gewesen — sie waren nun alle in ein Büchlein kopiert und vom Nuntius in Luzern beglaubigt.

Freilich die Nuntiatur sollte hier auch den ersten bösen Streich spielen. Die Beglaubigung der Kopien blieb dort länger liegen als Dillier lieb war, und die Abreise mußte deswegen verschoben werden. Kuriale Instanzen rechnen seit jeher mit der Ewigkeit. Dillier blieb aber unterdessen nicht müßig. Er begann in Nidwalden mit einer Sammlung von Hanfwerg. Daraus wollte er Bettzeug fürs Seminar machen lassen.

Endlich war es aber doch so weit, am 22. April 1704 kam Dillier in Rom an. Und wieder mußte der Draufgänger mit dem Tempo der Kurie Geduld haben. Bis ihn der Papst empfing, ging es mehr als einen Monat. Zeit genug, um die heiligen Stätten anzusehen und als frommer Pilger von Kirche zu Kirche zu ziehen. Für alles konnte er sich aber in Rom nicht begeistern. Ja, er sehnte sich wieder nach der guten Geißmilch seiner Heimat; denn die römische Geißmilch sei erstens viel teurer als der Wein und zum zweiten bei weitem nicht so kräftig wie die der gutgenährten Altzeller Geißen.

Bis zur Papstaudienz war Dillier eifrig beschäftigt mit Abfassen von Bittschriften an einflußreiche Kardinäle — ja auch der Papst wurde schon zum voraus mit einer solchen *Petitio* bedacht. Diese Schreiben verraten einiges mehr über Dilliers Absichten. Der Bernerplan zum Beispiel war für ihn noch keineswegs begraben. Dem Papst gegenüber spricht er wieder offen und ausführlich davon. Sehr wohl weiß Dillier, daß man in Rom mit solchen antireformatorischen Plänen gut ankommt. Aufschlußreich waren die Finanzierungsvor-

schläge. Alle Möglichkeiten kirchlicher Einkünfte (Dispens- und Bussengelder) werden hier in Dilliers Reservoir gesammelt. Die Audienz bei Klemens XI. war vorderhand ein Erfolg. Der Heilige Vater zeigte Interesse, munterte den Bittsteller auf und versprach, die ganze Angelegenheit der Nuntiatur zu empfehlen.

Noch einen Erfolg hatte Dillier in Rom. Er ließ sich aufgrund seiner Studienausschreibung von Ingolstadt an der Romana Sapienza zum Doktor der Theologie promovieren. Wir können hier auf Einzelheiten und Hintergründe dieser außergewöhnlichen Promotion nicht eingehen. Der römische Doktorhut war für Dillier aber nicht unwichtig; denn die biedereren Eidgenossen hatten vor solchen Auszeichnungen eine heilige Ehrfurcht. Amtlich heißt Dillier fortan «Ihre Exzellenz der römische Doktor».

Mit guten Hoffnungen kehrte nun die Exzellenz Dillier wieder heim. Aber unterdessen hatte die römische Diplomatie gegen ihn gearbeitet. Nuntius Paolucci hatte von ihm in Luzern nicht den besten Eindruck gewonnen, und auch die Jesuiten von Luzern hatten den päpstlichen Gesandten vor ihrem abtrünnigen Mitbruder gewarnt. Die Informationen der Nuntiatur nach Rom waren für Dillier vernichtend. Die für sein Vorhaben so wichtige Tür blieb ihm für immer verschlossen.

Doch Dilliers Zuversicht blieb unerschüttert. Waren das nicht die Prüfungen, die Gott bei jedem großen Werk zuläßt? Und wo hat der Teufel nicht versucht, seinen Samen in hoffnungsvolle Saaten zu streuen?

Das Seminar in Luzern

Immerhin das ursprünglich so großartige Ideal wurde nun auch bei ihm kleiner. Die nächste Eingabe an den Luzerner Rat sprach nur mehr von einem bescheidenen Mietshaus und von einem kleinen Anfang. Aber auf den gutgemeinten Vorschlag, mit dem Beginn noch zuzuwarten, ging er gar nicht ein. Freilich verzögerte sich dieser Anfang bis zum Herbst 1705. Viel wissen wir darüber nicht. Er muß bescheiden genug gewesen sein. Aber Dillier tröstete sich mit dem kleinen biblischen Senfkorn. Immerhin das Seminar hielt dieses Jahr

wider Erwarten durch und im nächsten Herbst hatte sein Gründer schon wieder soviel Zuversicht, daß er einen Hausbau plante. Wieder liefen Verhandlungen mit der Regierung; aber man bekommt den Eindruck, daß es der Luzerner Behörde gar nicht mehr ernst war. Dillier dagegen sprühte in dieser glücklichen ersten Seminarzeit von Plänen, Ideen und Projekten. Er verfaßte asketische Schriften über den Priester- und Ordensstand, arbeitete an seiner Ordensgründung, von der noch vier verschiedene Regeln vorhanden sind, und belästigte die Behörden mit immer neuen Eingaben und Plänen. Aber in dieses hoffnungsvolle Planen kamen auch Schwierigkeiten. Der Alpensohn aus Wolfenschießen konnte sich nur sehr schwer in die straffe Ordnung der patrizischen Stadt fügen. Es kam zu Differenzen mit den Metzgern, die sich darüber beklagten, daß Dillier die Würste und das Fleisch aus den Ländern einführe. Da gleichzeitig der Rat der Metzgerzunft vorschrieb, größere Würste und Pasteten zu machen, löste sich die Spannung zwischen Dillier und dieser ehrbaren Zunft nicht so schnell.

Ähnliche Schwierigkeiten hatten aber auch die Buchdrucker und Buchhändler mit Dillier; denn er bezog Bücher jesuitischer Herkunft aus dem Ausland und hatte auch die Absicht geäußert, selber eine Druckerei anzuschaffen. Der Rat mahnte Dillier nun allen Ernstes, sich an die gewohnte Ordnung der Zünfte zu halten und drohte mit der Sistierung des Unternehmens. Soweit wollte es aber Johann Baptist Dillier nicht kommen lassen. Schon längere Zeit hatte er — über das Leben in Luzern unbefriedigt — anderswo etwas Passendes gesucht. Er dachte an Solothurn, Freiburg, Zug, Stans und Grafenort. So stellte er an das Kloster Engelberg die unbescheidene Bitte, man möge ihm das neugebaute Ferienhaus des Klosters in Grafenort überlassen. Schließlich fand er in Sarnen, was er suchte.

Etwas resigniert schreibt er über die Luzerner Jahre: «Hätte ich alles gewußt, ich hätte den Mut nie aufgebracht, dort ein solches Werk zu beginnen». Einen guten Freund hatte er in Luzern — den spanischen Gesandten Marchese Beretti. Dillier hatte ihm Privatstunden in der griechischen Sprache gegeben und der Marchese belohnte seinen Lehrer mit ausgesuchter Höflichkeit und königlichen Geschenken. Ob diese Freundschaft des Marchese ganz selbstlos war,

ist eher fraglich; denn Beretti war ein Diplomat, der es glänzend verstand, Ahnungslose an den Wagen seiner Politik zu spannen. Dillier dagegen konnte mit seinem blinden Eifer, seinem wenig gezügelten Geltungstrieb und seinen Beziehungen zu einflußreichen Kreisen der Innerschweiz für Berettis Tätigkeit das idealste Zugpferd sein. (Schluß folgt.)

P. Leo

Brief eines Schweizergardisten aus Rom

Lieber Pater Rupert,

ich hatte Ihnen bei meinem letzten Urlaubsbesuch versprochen, einmal über meine Erlebnisse in der Schweizergarde zu berichten. Wenn Sie so lange auf einen Brief von mir warten mußten, dann liegt der Grund nicht darin, daß ich nichts erlebt hätte, nein, im Gegenteil: Vor lauter Erlebnissen bin ich nicht zum Schreiben gekommen.

Zwei Fragen, die uns Gardisten oft gestellt werden, sind sicher auch für Sie interessant. Erstens: «Ist es wahr, daß der Papst die Schweizergarde aufheben will?» Diese Frage können wir Gardisten mit einem entschiedenen Nein beantworten. Denn der Dienst, den wir Schweizer zu leisten haben, ist nicht nur ein traditionsgebundenes, zeremonielles Herumstehen, wie oft angenommen wird, sondern ein wichtiger Wach- und Kontrolldienst. Würde die Schweizergarde aufgehoben oder würde der Bestand so weit herabsinken, daß der Dienst durch uns Schweizer nicht mehr geleistet werden könnte, so müßte diese Aufgabe von Italienern übernommen werden.

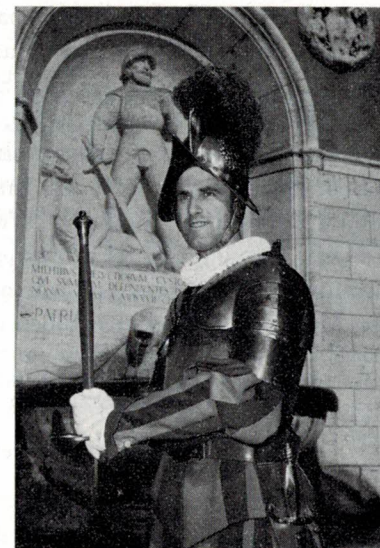
Die andere Frage lautet: «Was hat Sie bewogen, in die Schweizergarde einzutreten?» Dafür hatte ich verschiedene Gründe: das Erlernen der italienischen Sprache, das Bedürfnis nach einem kleinen Einblick in die oberste kirchliche Verwaltung, die Möglichkeit, dort, wo alle Welt zusammenströmt, etwas von dieser weiten Welt zu sehen und zu erleben.

Die zwei Jahre, die ich als Gardist dem Nachfolger des hl. Petrus zur Verfügung gestellt habe, werden mir unvergeßlich bleiben. Es ist wahr, es braucht etwas Idealismus zu diesem Entschluß. Ich

meine nicht etwa einen heldenhaften Idealismus, sondern einfach eine freudige Bereitschaft und einen offenen Sinn dafür, viel zu erleben und zu lernen, ohne unbedingt zugleich einen großen Haufen Geld zu verdienen. Ohne zu übertreiben, kann ich behaupten: Was einer im Vatikan als Schweizergardist erleben kann, das wird ihm wohl nirgends sonst auf der Welt zuteil. Ich sah Persönlichkeiten wie Patriarch Athenagoras, die Könige von Schweden und Jordanien, das Königspaar von Griechenland, Staatsmänner wie Präsident de Gaulle, den deutschen Bundeskanzler Kiesinger und den sowjetrussischen Außenminister Gromyko, um nur einige zu nennen, ferner Botschafter aus aller Herren Länder, hohe Militärs, Wissenschaftler und viele andere. Aber auch viele einfache Leute, Arme und Kranke kommen zum Heiligen Vater. Jeden Mittwoch findet in der St. Peterbasilika eine Generalaudienz statt, zu der jedermann Zutritt hat. Manche ergreifende Szenen habe ich da als Gardist miterlebt und dabei die Erfahrung immer wieder bereichert, daß sowohl die Hochgestellten, die zur Privataudienz erscheinen, als die vielen, die in der Generalaudienz dem Papst begegnen, alle nur schlichte Menschen sind und daß der Heilige Vater nichts anderes sein will als der Diener aller Diener Gottes.

Uebrigens habe ich ausgiebig Ihre Anregung befolgt, die Ewige Stadt mit ihrer reichen Vergangenheit und mit ihren unzähligen Sehenswürdigkeiten kennenzulernen.

Zu meinen schönsten Erlebnissen zähle ich die Begegnungen mit Papst Paul VI. Die erste Begegnung fand am 15. Dezember 1965



Unser Schweizergardist in der Grand-Gala-Uniform (Gala-Uniform mit Panzer und Helm) vor dem Gardedenkmal in Rom.

statt, als er uns drei Rekruten nach der Generalaudienz zum erstenmal zum »baciamento«, zum Handkuß empfing und uns den Segen erteilte. Er sprach sehr freundlich und väterlich mit uns.

Lieber Herr Pater, ich hoffe, daß Ihnen meine Zeilen einen kleinen Einblick in die Erlebniswelt eines Schweizergardisten gewährt haben. Ueber vieles hoffe ich Ihnen bei meinem nächsten Besuch erzählen zu können. Noch vor Weihnachten verlasse ich nämlich den Vatikan, obwohl ich gerne länger bleiben würde, und habe im Sinn, anfangs März 1969 für ein Jahr nach Pretoria zu reisen, um dort meinen Mechanikerberuf auszuüben und dabei gut Englisch zu lernen.

Mit herzlichen Grüßen aus der Città del Vaticano

Ihr alter Schüler

Marcel Lüthold

Unsere lieben Heimgegangenen

Hanspeter Jenny, Luzern

20. Dezember 1940 bis 16. Februar 1968

1.—2. Real und 1.—3. Handel 1954—1959

Wie ein Schlag traf uns am Morgen des 16. Februar 1968 die Nachricht, daß Hanspeter an seinem Wohnort in Seeb-Winkel bei Kloten unschuldig und auf tragische Weise das Opfer eines Verkehrsunfalles wurde. Die Eltern und Geschwister haben mit ihm ihren geliebten Sohn und Bruder verloren, und wir trauern mit vielen um einen echten Freund. Alle, die ihn kannten, schätzten sein heiteres und aufrichtiges Wesen. Mit seinem frohmütigen Charakter gewann er schon in frühen Jugendjahren einen großen Kreis von Kameraden.

Hanspeter wurde am 20. Dezember 1940 als zweites Kind und einziger Sohn der Familie Hans Jenny-Herzog, Hutgeschäft, in Luzern geboren. Nach den Primarschulen in Luzern trat er 1954 in die Realschule des Kollegiums Sarnen ein und besuchte anschließend die drei Klassen der dortigen Handelsschule. In Luzern vervollständigte er seine kaufmännische Ausbildung. Als er im Frühling 1962 für ein Jahr nach England reiste, begann er die Erfüllung seines Wunschtraumes, die weite Welt zu sehen und zu erleben. Mit neuen Plänen für fernere Ziele zog er dann nach Genf, um auch die französischen Sprachkenntnisse zu erweitern. Dort faßte Hanspeter den Entschluß, vor Eintritt in das Geschäft seines Vaters noch für einige Jahre ferne Länder kennen zu lernen und darum die Ausbildungskurse der

Swissair zu absolvieren. Im März 1964 öffnete sich ihm der Weg für seine neue Laufbahn, indem er zum ersten Male als Steward an Bord einer Swissair-Maschine ins Ausland fliegen konnte. Mit grenzenloser Begeisterung und großem Pflichtbewußtsein erfüllte er seinen Beruf. Er brachte immer wieder neue Eindrücke von fremden Völkern und Kulturen nach Hause und erfreute nicht nur seine geliebten Eltern und Verwandten, sondern auch viele Freunde mit seinen spannenden Schilderungen. Sein Besuch war uns jedesmal ein Erlebnis — wir können die Lücke heute noch nicht ermesen, die mit seinem allzufrühen Tod entstanden ist.

In der Freizeit widmete sich Hanspeter mit Vorliebe dem Lesen und dem Besuchen guter Filme und Theaterstücke. Unfaßbarerweise war es ihm nicht mehr vergönnt, in seiner Naturverbundenheit das Erwachen der neuen Jahreszeit zusammen mit uns zu erleben.

Heute danken wir Hanspeter für seine treue Freundschaft und die vielen schönen Stunden, die er mit uns verbracht hat. Mit seinem guten und edlen Charakter wird er uns immer in bester Erinnerung bleiben. Den trauernden Angehörigen möge Gott die Kraft geben, diesen unersetzlichen Verlust zu tragen.

-JZ-
(Vaterland, 11. März 1968)

Theodor Wirz, alt Gemeindeschreiber und alt Kollegi-Verwalter, Sarnen

5. April 1900 bis 23. Februar 1968

1.—8. Gymnasialklasse 1913—1921

Mit alt Gemeindeschreiber Theodor Wirz ist der letzte Kollegi-Verwalter von uns geschieden. Als Nachfolger von Ständerat Dr. Walter Amstalden hatte er im Jahre 1954 das Amt des Kollegi-Verwalters übernommen und war in der langen Reihe verdienter Obwaldner Magistraten der dreißigste und letzte Inhaber dieses Amtes. Fast alle Kollegiverwalter sind Mitglieder der Landesregierung gewesen, seit 1892 war dieses Amt ununterbrochen in den Händen eines Mannes, dem als Landammann die höchste Würde im Kanton anvertraut worden war. Wenn alt Gemeindeschreiber Theodor Wirz dieses ehrenvolle Amt antreten konnte, zeugt dies für die große Achtung und Wertschätzung, deren er sich erfreuen durfte.

Der Kollegi-Verwalter hatte als Verbindungsmann zwischen Staat und Kollegium die materiellen Interessen der Schule zu wahren und zu fördern. Er erteilte als Vertreter der Regierung beziehungsweise des Erziehungsrates das Placet für Reparaturen und Neuanschaffungen, die die Schulräume betrafen. Das Amt war keine große Bürde, sondern galt mehr als Ehrenamt, das Theodor Wirz mit Würde und nicht ohne Selbstbewußtsein bis 1965 verwaltete. In Hinsicht auf den neuen Kollegi-Vertrag, der dieses Amt überflüssig machte, reichte Herr Wirz seine Demission ein, nachdem er sich während zehn Jahren durch sein Verständnis für alle Belange des Kollegiums und durch seinen Einsatz für die materiellen Erfordernisse der Schule bleibende Verdienste erworben hatte.

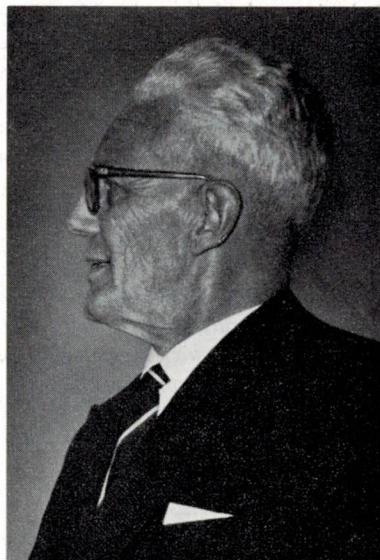
Seit seiner Studienzeit am Kollegium blieb der Verstorbene mit seinen Lehrern eng verbunden. An ihm hat unser Senior P. Jodok einen treuen Freund ver-

loren, der von seinem dem Kollegium benachbarten Haus oft den Weg in die Zelle seines nun neunzigjährigen Lehrers fand. Es mag sinnvoll erscheinen, daß der letzte Kollegi-Verwalter auf seinem Gang zum Friedhof eine letzte Station in der Kollegi-Kirche hielt, wo eine sehr große Trauergemeinde den Beerdigungsgottesdienst für ihn feierte.

Zeitlebens blieb Theodor Wirz auffallend fest mit seiner Heimatgemeinde verwachsen. Nicht einmal an die Hochschule wechselte er von der Mittelschule weg. Seit 1921 arbeitete er als Substitut in der Sarner Gemeindekanzlei, der sein Vater vorstand, dessen Nachfolger er von 1930 bis 1957 war. Gleichzeitig versah er das Zivilstandsamt und waltete bis 1967 bei über tausend Ehepaaren als «Zivil-Pfarrer», wie er sich scherzhaft zu nennen pflegte. So widmete der Verstorbene seit seinem 21. Lebensjahr seine volle Arbeitskraft dem Gemeindedienst. Er verwaltete seinen Posten zuverlässig und speditiv. Dank seiner reichen Erfahrung konnte er vielen, Privaten und Behörden, in Rat und Tat wertvolle Dienste leisten, wozu er immer gerne bereit war. Sein Urteil war entschieden und eindeutig und er reagierte spontan, wenn er auf Widerspruch stieß. Er gewann das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn in den Gemeinde- und Bürgerrat wählten, ihm das Präsidium der Dorfschaft überbürdeten und ihm die Verwaltung des Kirchenvermögens anvertrauten. Die Mitmitleute wählten ihn ins Kantonsgericht, später ins Obergericht, dessen Vizepräsident er bis ins letzte Lebensjahr blieb.

Weit entfernt als stiller Schreiberling hinter Aktenstößen zu ergrauen, nahm der Sarner Gemeindeschreiber vielmehr regen Anteil am öffentlichen und gesellschaftlichen Leben. Seit den Studentenjahren war Theodor Wirz ein begeisterter Trompetenbläser, wurde im Militär ein strammer Spielführer und wirkte jahrzehntelang in den musikalischen Vereinen in Sarnen als Trompeter, als Hornist und als Baßsänger eifrig mit. Vor zwei Jahren erkor die Feldmusik Sarnen ihr verdientes Mitglied zu ihrem Fahngöttli. Es sollte dies eines der letzten Feste bleiben, das er in seiner sprühenden Lebhaftigkeit mitfeiern durfte. Hartnäckige Leiden setzten dem großen und strammen Mann in den letzten Jahren immer mehr zu. Sein rascher Heimgang am 23. Februar kam daher nicht ganz unerwartet. Der Tod riß ihn mitten aus seiner Familie, der er ein treubesorgter Vater war. Wir wahren dem letzten Kollegi-Verwalter ein ehrenvolles Andenken.

P. Pirmin, Rektor



Dr. med. Otto Küng, Luzern

28. November 1899 bis 21. März 1968

3.—8. Gymnasialklasse

Stärker als seinem Geburtsort Vitznau war der Verstorbene der ursprünglichen Heimat seiner Eltern verbunden: Beinwil bei Muri, woher sein Vater stammte, und Beromünster, wo seine noch lebende Mutter geboren wurde. Immer wieder fühlte er sich, der in Luzern nie ganz daheim war, vom Heiligtum des heiligen Burkard im Freiamt und von der stimmungreichen Umwelt des alten Stiftes im luzernischen Michaelsamt angezogen. Es wäre für ihn nicht leicht gewesen, auf die Frage, wo er daheim sei, eine präzise Antwort zu geben.

Von seinem sechsjährigen Aufenthalt an unserem Kollegium nahm er nicht nur die sogenannte Allgemeinbildung, mit der man die Matura besteht, mit sich, sondern auch das, was die Reife des Zwanzigjährigen erst ausmacht: die Fähigkeit und Offenheit, sich dauernd für alles Geistige und Schöne zu interessieren. Sicher auch von religiösen Motiven, aber wohl ebensosehr von der Sehnsucht des schöngeistig veranlagten Menschen nach dem ungestörten Besitz einer stillen und von der Tradition geformten Welt getrieben, verbrachte er 1920/21 einige Monate im Noviziat in Gries, wo unser P. Alfons Rüttimann sein Mitnovize war. Von dorthier rührt seine starke Verbundenheit mit unserem Kloster, dem er sein Leben lang Freundschaft und Wohlwollen schenkte. Als er einsah, daß ihm der Beruf zum Ordensmann fehlte, begann er das Studium der Medizin an der Universität Basel, die ihm 1931 die Doktorwürde verlieh. Nach verschiedenen Aufenthalten in Spitälern und Heilanstalten eröffnete er 1935 in Zürich als Spezialarzt für Nervenkrankheiten eine eigene Praxis, die er 1940 nach Luzern verlegte. Unzähligen leidenden Menschen hat er in all diesen Jahren geholfen, leiblich und seelisch. Mit großer Geduld und mit zartem, vornehmlem Einfühlungsvermögen suchte er seinen Patienten gerecht zu werden. Seine ärztlichen Gutachten waren nicht nur von der Sicherheit des Spezialarztes, sondern auch von einem hohen beruflichen Ethos diktiert. Er suchte sich durch Teilnahme an Fachkursen und das Studium neuester Literatur auf der Höhe des Berufes zu halten. Obwohl ihn seit einigen Jahren gesundheitliche Störungen die ärztliche Praxis oft nur mit Mühe aufrecht erhalten ließen und er darum von Freunden gemahnt wurde, sich zu schonen und eine Zeitlang ganz auszusetzen, gab er zur Antwort: «Ich kann noch so vielen helfen.»

In der Liebe zur Geschichte, in der Freude an der Kunst fand Dr. Küng die durch die aufreibende Tätigkeit gerade eines Nervenarztes bedingte notwendige Entspannung. Er verbrachte seine Ferien oft im Bündnerland, im Nordtirol, im Tessin und in der nördlichen Lombardei. Da ging er stillvergnügt wie ein Entdecker den verborgenen kleinen Kunstwerken nach und eignete sich so mit den Jahren ein erlebnis- und beziehungsreiches kunstgeschichtliches Wissen an. Er besaß die Gabe, mit Adalbert Stifter auch im Kleinen «das sanfte Gesetz», das alles Schöne durchwirkt, zu erspüren. Und wie freute es ihn, einen Freund auf die Entdeckung aufmerksam zu machen und mit ihm nochmals hinzugehen und ihn an seiner Freude teilnehmen zu lassen! Seine große Vorliebe galt der sinn-

frohen und formenreichen Kunst des Barock und Rokoko. Er fehlte wohl selten bei einer Exkursion der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte. Und es gab wohl kaum eine Kunstaussstellung, die er nicht besuchte. «Immer Lichtblicke in meinem Alltag», schrieb er im Herbst 1963.

Ganz besonders verbunden war er mit den aus dem alten Kloster Muri stammenden Kunstgegenständen im Kollegium Sarnen. 1954/55 half er die etwas chaotischen Sammlungen ordnen und pflegen. Oft war er voll von einleuchtenden und ungeduldigen Anregungen. Manches alte Bild ließ er auf seine Kosten restaurieren und half mit Rat und Tat, den alten Dingen ihren Glanz wiederzugeben und sie an den richtigen Platz zu stellen. Dabei wurde er sogar zum Entdecker: es freute ihn riesig, als er 1948 ein Porträt des Alpenmalers Caspar Wolf von Muri als dessen Selbstbildnis zu erkennen vermochte. Er veröffentlichte und beschrieb seine Entdeckung in der «Kollegi-Chronik». Er griff überhaupt gerne zur Feder. Unsere Zeitschrift, die der einzige Ort seiner Publikationen blieb, hat zwischen 1944 und 1962 zehn Beiträge von ihm abgedruckt. 1946/47 gab er aus dem «Geistlichen Ehrentempel» von Xaver Herzog Erinnerungen an alte Klosterschulen wieder. 1949 edierte und kommentierte er aus einem Barockdrama des Zigers Johann Caspar Weissenbach («Eydgenössisches Contrafeth Auff- und Abnehmender Jungfrauen Helvetiae») jene Stellen, wo Bruder Klaus auftritt oder zitiert wird. Das schönste Denkmal seiner Verbundenheit mit Sarnen bleibt die gotische Benedikttsstatue (St. Benedikt als sitzender, betrachtender Mönch), die er bei einem Antiquar in Dießen am Amersee erwarb und dem Kollegium schenkte. Er war überglücklich, als es möglich wurde, der Statue in der Nische der Ostwand des Kapitelsaales einen würdigen Platz zu verschaffen und damit dem Raum eine bisher fehlende Weihe zu verschaffen. Wir haben die Statue zuletzt 1966 in der Gedenkschrift zur Konsekration der St. Martins-Kirche abgebildet.

Dr. Küng war auch ein großer Freund der Musik. Sein letztes musikalisches Erlebnis war die Aufführung der Hohen Messe von Johann Sebastian Bach durch den Zürcher Bach-Chor in der St. Karls-Kirche in Luzern. «Eine Bach-Aufführung aus dem Geiste der Liturgie» nannte er sie in seinem letzten Brief. «Herrlich die Lichter der Bach-Trompeten, die das Ewige aufstrahlen ließen.» Nicht weniger als die Werke der darstellenden Künste und der Musik liebte Dr. Küng die Bücher. Er las nicht nur die neueste Fachliteratur der Psychiatrie, sondern auch alte und neue kulturgeschichtlich interessante Werke, ja selbst theologische Publikationen, so das Werk von Professor Hans Küng über die Rechtfertigungslehre des evangelischen Theologen Karl Barth. Seiner mehr gefühlsbetonten, subjektiven Art entsprach es, wenn er selber in theologischen Fragen oft etwas vage und wechselnde Auffassungen vertrat. Aber er wollte ja gar nicht ein Theologe, sondern ein das Ewige suchender Mensch sein.

Was bei seinem Sterben viele schmerzlich empfanden, das war nicht nur der Tod des helfenden Arztes und des feingebildeten Humanisten, sondern vor allem der Verlust des edlen Menschen. Im Buch des Lebens ist es aufgeschrieben, wie gut er als Arzt gegen unbemittelte Patienten war. Die Linke sollte nicht wissen,

was die Rechte tat. Dr. Küng war unverheiratet geblieben. Er war im Grunde genommen ein einsamer Mensch. Aber es war eine Einsamkeit, die ausgefüllt war mit der liebenden Hingabe an die Kranken und mit der Welt seiner vielseitigen geistigen Interessen. Dazu kamen die häufigen Ausflüge über Samstag/Sonntag an Orte, von denen er neue Eindrücke heimbringen konnte. «So kleine Reisen tun mir gut und beleben meine Einsamkeit.» Die Sorge um die kleinen Dinge des Alltags konnte er seiner treuen Haushälterin aus der Schwendi überlassen. Er liebte nicht die laute Gesellschaft. Um so mehr pflegte er die Freundschaft mit einigen Menschen, denen er sich durch gleiche Interessen verbunden fühlte. Am meisten zeugt für sein edles Menschentum seine Anhänglichkeit an seine 93jährige Mutter. Anlässlich eines Krankenbesuches bei ihr im Vaterhaus zu Vitznau traf ihn in der Kirche während des sonntäglichen Gottesdienstes der Schlag, der fünf Tage später — ausgerechnet am Feste des heiligen Vaters Benedikt — den Tod herbeiführte. Möge Gott ihm ewig Licht und Lohn sein!

P. Rupert.

Dr. jur. Adalbert Bannwart, Bremgarten

12. August 1909 bis 12. Februar 1968

3.—8. Gymnasialklasse 1925—1931

Dr. med. Leo Keel-Schweizer, St. Gallen

9. Juni 1886 bis 1. April 1968

6.—8. Gymnasialklasse 1905—1908

Otto Oetiker-Ziltener, Basel

17. September 1892 bis 12. April 1968

1.—2. Realklasse 1906—1908

Wir empfehlen in das Gebet der Mitschüler und Freunde:

Martin Bagnoud, Vater von Jean-Jacques Bagnoud, Sierre; Jakob Keller-Ledergerber, alt Bezirksammann, Vater von Alfons Keller-Schmid, Goßau; Madame J. P. Schonnen, Mutter von P. Camill Schonnen; Paulina Vonarburg-Schöpfer, Mutter von Josef Vonarburg, Zürich; Albert Stulz-Rebholz, Sarnen, Vater von Ruedi Stulz-Bennet, Ebikon; Franz Lang-Erni, alt Gemeindepräsident in Retschwil, Vater unseres P. Ansgar Lang; Jules Hüppi-Schmid, Wil, Vater von Jules Hüppi.

Kollegi-Chronik

21. März: Am Abend des Benedikttages ließ das Studentenorchester unter der Leitung von Kapellmeister P. Ivo im Theatersaal Melodien von Schubert, Haydn, Mozart und C. E. Bach erklingen.

27. März: In erstaunlicher Frische feierte Pater Jodok Rigert, der Senior des Sarner Konventes, seinen 90. Geburtstag. Zu Ehren des immer noch jaßfreudigen Jubilaren kamen die Studenten in den Genuß eines freien Nachmittages. Doch dies

war nicht der einzige Grund zum Feiern, denn Pater Rupert und Pater Frowin hatten Namenstag.

28. März: Am Abend füllten sich die ehrwürdigen Hallen des Kollegitheaters nicht nur mit Studenten, Patres, Schwestern und Küchenpersonal, sondern auch mit Lärm. Eine Beatband der Studenten dröhnte ihre mit kreischendem Gesang vermischten Rhythmen in ein johlendes und schreiendes Publikum hinaus. Um die Trommelfelle der Zuhörer nicht zu überfordern, trat zwischendurch eine Studentengruppe unter der Leitung von Pater Josef auf die Bühne. Ihre Negrospirituals bildeten einen wohltuenden Gegensatz zum lauten Beat. Mit summenden Gehörgängen verließ der gnädige Herr frühzeitig die Vorstellung. Die Schwestern wären seinem Beispiel sicherlich gefolgt, hätten ihnen ihre Hauben nicht einen gewissen Schutz vor dem Lärm gewährt. Yeah, Yeah!

5. April: Die Fahnen des Kollegiums wurden eingezogen. Die Ferien beginnen um 15.20 Uhr.

25. April: Mit Ostereiern wohlgestärkt kehrten die Studenten zu ihrer Arbeit zurück.

11. Mai: Wieder einmal öffnete sich der Vorhang des Kollegitheaters. Vor gutgelauntem Publikum ging der Hauptmann von Köpenick von Zuckmayer über die Bretter.

3. Maiwoche: Für einmal war Pater Adelhelm nicht vor der Kirche zu finden. Vollbehängt mit Kameras und Zubehör knipste er die einzelnen Klassen unserer Schule.

16. Mai: Aushebung. Die Militärbehörden bekundeten sichtlich mehr Mühe als die Professoren, die Studenten im Zaum zu halten.

Unter dem äußerst geschickten Coaching von Dr. Huber spielte sich die Kollegimannschaft mit einem 4:2-Sieg über Stans in das Endspiel der Innerschweizer Kollegimeisterschaft.

D/S

Personalnachrichten

Im Weinberg des Herrn

H. H. Walter Niederberger, bisher Pfarrhelfer in Wolfenschießen, ist am Passionssonntag als Pfarrer von Emmetten installiert worden. — Der Neupriester Bernhard Sohmer von Niederuzwil ist vom Bischof zum Kaplan von Kaltbrunn ernannt worden. — Herr Jean-Pierre Candolfi von Vésenaz wird am 21. Juni in Vernets zum Priester geweiht und feiert am 23. Juni in Vésenaz die heilige Primiz.

Wahlen

Herr Leo von Wyl, Sarnen, ist an der Landsgemeinde zum drittenmal zum Landammann des Standes Unterwalden ob dem Wald gewählt worden.

Herr Dr. phil. Walter Lendi, St. Gallen ist vom Regierungsrat des Kantons St. Gallen zum Staatsarchivar und Kantonsbibliothekar gewählt worden. — Herr Dr. Ivo Gerster von Laufen zeichnet als Vizedirektor der Lonza AG, Basel.

Militär

Herr Dr. med. Stefan Liner bekleidet bei der Sanität den Grad eines Oberleutnants.

Akademische Examen und Berufsschulprüfungen

Herr Toni Schaller von Schüpfheim hat an der Universität Freiburg in Germanistik doktriert. Seine Dissertation: Die Meister-Eckhart-Forschung von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart. Der Neodoktor ist am Kollegium in Altdorf tätig. — Herr Franz Hagmann von Kirchberg hat ebenfalls in Freiburg doktriert. Seine Dissertation: Aspekte der Wirklichkeit im Werke Robert Musils. — Die Herren Pirmin Fäb von Walde, Pirmin Gall von Flums und Wolfgang Keßler von Wil haben ihr Medizinstudium in Zürich mit dem eidgenössischen Staatsexamen abgeschlossen. — Herr Peter Gall, Sekundarlehrer in Chur, hat mit der wissenschaftlichen Arbeit «Die moderne Kritik über Charles Dickens, eine Uebersicht» das Lizentiat in Anglistik und Schweizergeschichte geholt. — Herr Heinz Schmitz von Glattbrugg hat sein Studium der klassischen Philologie mit dem Lizentiat abgeschlossen und eine Stelle als Assistent am klassisch-philologischen Seminar der Universität Zürich angetreten. — Herr Josef Fischer von Thun hat in Bern das 3. medizinische Prope bestanden. — Das 2. medizinische Prope haben bestanden: in Bern die Herren Hanspeter Burki von Olten, Joseph Gut von Muri und Alex Schnyder von Spiez; in Freiburg die Herren Bruno Eberli von Buchs und Karl Schärer von Muri; in Zürich die Herren Otto Burki von Olten, Alois Knüsel von Rotkreuz und Aldo Scarpatetti von Chur; in Basel die Herren Urs Duperrez von Kleinlützel und Josef Unternährer von Hochdorf. — Herr Urs Gubler von Breitenbach hat an der Universität Basel das 1. juristische Teilexamen bestanden.

Herr Richard Knüsel-Bucher von Rotkreuz hat die eidgenössische Buchhalterprüfung gemacht. — Herr Peter Kastlunger von Sarnen hat am Lehrerseminar in Rickenbach SZ das Primarlehrerdiplom erworben und wirkt seit Ostern als Lehrer in Lungern.

Die Herren Walter Bösch von Sarnen und Urs Fallegger von Alpnach haben ihre Lehre als Bäcker-Conditor mit den Prüfungen abgeschlossen.

Vermählungen

Herr Bernhard Knecht von Döttingen mit Fr. Silvia Degen von Döttingen. Ihr Heim: Bellikerstraße 22, 8968 Mutschellen.

Herr Josef Britschgi von Sarnen mit Fr. Margrit Disler. Ihr Heim: Aa-Mühle, Sarnen.

Herr Heribert Wallimann von Alpnach mit Fr. Margrit Freimann. Ihr Heim: Lauriedhofweg 5, 6300 Zug.

Herr Franz Hagmann von Kirchberg mit Fr. Catrina Casanova. Ihr Heim: Böcklinstraße 14, 9000 St. Gallen.

Herr *Alois Leisibach* von Retschwil mit Frl. Anna Betschart von Schwyz. Ihr Heim: Mühlehof, 6285 Retschwil.

Herr *Jost Wiederkehr* von Neßlau mit Frl. Berta Koller. Ihr Heim: Sonnmatt 3, 8753 Mollis.

Herr *Hans Peter Burch* von Sarnen mit Frl. Rose Marie Woodtli von Wabern. Ihr Heim: Kreuzstraße, Kägswil.

Herr *Michelangelo Zambelli* von Taverne mit Frl. Irene Ruspini von Beride.

Herr *Ivo Gerster* von Laufen mit Frl. Marie-Madeleine Neuhaus. Ihr Heim: St. Albanvorstadt 17, Basel.

Herr *Hans Aschwanden* von Seelisberg mit Frl. Helen Ziegler von Seelisberg. Ihr Heim: Molkerei, Seelisberg.

Herr *Jules Hüppi* von Wil mit Frl. Ursula Naef. Ihr Heim: Feldeggsstraße 14, 9500 Wil.

Herr *Eugenio Chiesa* von Chiasso mit Frl. Anita Casso. Ihr Heim: Via E. Pestalozzi 1, 6830 Chiasso.

Herr *Rodolfo Meyer* von Egg mit Frl. Heidi Papina von Locarno. Ihr Heim: Rainstraße 1, 8132 Egg.

Herr *Walter Schacher* von Wattwil mit Frl. Margrit Scherrer von Uznach. Ihr Heim: Hochhaus Hotel Ochsen, 8730 Uznach.

Herr *Hans Rötthlin* von St. Niklausen OW mit Frl. Karin Reißmann. Ihr Heim: Lothringerstraße 99, 4000 Basel.

Herr *Hansruedi Wicki* von Hägglingen mit Frl. Judith Wigger. Ihr Heim: Ringstraße 7, 5610 Wohlen.

Elternglück

Familie *Albert und Verena Kühne*, Langendorf: Reto.

Familie *Kurt und Ruth Infanger-Steffen*, Chur: Dominik-Christopher.

Familie *Guido und Anita Giger-Vincenz*, Disentis: Jeannette Marie-Theres.

Familie *Bernhard und Rose Marie Kühne-Liechti*, Oberägeri: Eva Maria.

Familie *Flavio und Renata Cotti-Naretto*, Locarno: Maria-Chiara.

Familie *Umberto und Renata Banfi-Lanfranchi*, Bellinzona: Alessandra und Vera.

Familie *Ernst und Annemarie Friedli-Sennhauser*, Bernhardtzell: Imelda Gabriela.

Familie *Max und Martha Wildisen-Allenspach*, Sarnen: Claudia.

Familie *Roman und Ursula Amrein-Schucan*, Binningen: Christian-Simon.

Familie *Toni und Cécile Birrer-Schaffhauser*, Luzern: Cordula Silja.

Familie *Franz und Martha Arnold-Lienhardt*, Luzern: Monika Martha.

Familie *Raymond und Selma Noirjean-Lochmatter*, Viège: Fabienne.

Familie *Hansruedi und Rösli Zahner-Lorenz*, Buchs bei Aarau: Trixli.

Familie *Stephan und Christa Kauf-Doka*, Glarus: Daniel.

Familie *Othmar und Elsi Rohrer-Dillier*, Sachseln: Othmar.

Familie *Josef und Heidi Ettlin-Müller*, Sarnen: Judith.

Familie *Bruno und Annemarie Meli-Baeriswil*, Burgdorf: Salome Andrea.

Familie *Karl und Elisabeth Bienz-Odermatt*, Bottmingen: Silvia.

Zum guten, immer
frischen Kaffee
heißt die Adresse

Rey-Haller

Confiserie – Tea-Room
Sarnen

Gepflegte Räume
Gute Bedienung



Seehotel Bellevue

Ein Haus der Gastlichkeit
Stammlokal der St. Ver.

Inhaber:
Hans Stocker v/o Jockey

Sursee BEI LUZERN

Redaktion: Dr. P. Rupert Amschwand. Telefon des Kollegiums (041) 85 10 22
Druck und Versand: Louis Ehrli & Cie., Buchdruckerei, 6060 Sarnen
Expeditionsgeschäfte: Dr. P. Ludwig Knüsel, Subprior, Kollegium, 6060 Sarnen
Die Kollegi-Chronik erscheint viermal im Jahr.
Bezugspreis: Fr. 7.—, Postcheck 60-6875, Kollegi-Chronik, Sarnen. Ausland Fr. 7.50